

Paul White

Dschungel- doktor in Afrika



Dschungeldoktor in Afrika

Paul White

Taschenbuch, 128 Seiten

Artikel-Nr.: 256120

ISBN / EAN: 978-3-86699-120-0

Fast eine Million Einheimische sind seiner Fürsorge anvertraut. Sieben Missions-Stationen, die über 15000 Kilometer weit voneinander entfernt liegen, erwarten von ihm ärztliche Betreuung.

Paul White arbeitet als praktischer Arzt, Augenarzt und Chirurg. Häufig erlebt er gefährliche Abenteuer, wenn er mit seinem altertümlichen Auto auf schlechten Straßen quer durch den Dschungel rattert, wenn er gegen die grausamen Methoden der Medizinmänner ankämpft und wenn ihm die unberechenbaren Naturgewalten Afrikas wieder einmal einen Strich durch die Rechnung machen. Doch trotz aller Schwierigkeiten erhält ihm sein festes Vertrauen auf Gottes Hilfe...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](#)

clv

Paul White

Dschungeldoktor in Afrika

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2012 (CLV)

Originaltitel: Jungle Doctor

Originalverlag: The Paternoster Press, Exeter

Die deutsche Ausgabe erschien erstmals 1955

im R. Brockhaus Verlag Wuppertal

© der deutschen Ausgabe 2012

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Gottfried Müller

Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen

Satz: CLV

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-120-0

Inhalt

Afrikanische Weihnacht	7
Unser Küchenjunge	14
Hühner	21
Moskitos	26
Von den Eiern und von Roger	35
Augenleiden	41
Zoo ohne Zaun	51
Wasserträger	62
Autofahrt	73
Die Krokodilzange	78
Aussatz	86
Wildenten	98
Sumpf und Morast	102
Hirnhautentzündung	112

Afrikanische Weihnacht

Eine Hyäne heulte verloren in der Dunkelheit.

»Die war ganz in der Nähe, Buana«, sagte Timotheus, mein afrikanischer Koch, zu mir, als er mir einen Hammer reichte.

Wir waren gerade dabei, in unserem Behelfshaus in den Niederungen von Tanganjika den letzten Weihnachtsschmuck anzulegen.

»Was meinst du, Tim, wann der Weihnachtsbaum hier ankommen wird?«

»Er müsste eigentlich schon da sein, Buana. Ich schickte Roger, den Trommler ...« Er konnte den Satz nicht beenden. Es gab einen dumpfen Schlag gegen die Tür, und eine laute Stimme rief:

»*Hodi?*« (Darf ich reinkommen?)

»*Karibu!*« (Komm rein!), antwortete ich, und schon erschien ein grinsendes Gesicht über den Ästen eines Dornbusches.

»Hier ist dein Baum, Buana. Ich habe ihn im Wald gehauen. Aber wie willst du ihn aufstellen?«

»Such draußen eine Büchse, Roger. Füll sie mit Erde und pflanze deinen Baum hinein; dann haben wir genauso einen schönen Weihnachtsbaum, wie wir ihn immer in Australien hatten.«

Zwischen dem oberen Rand des rohgezimmerten Türeinganges und dem Rahmen des Moskito-Drahtnetzes am Fenster hängten wir Papierschlangen auf. Ich bastelte ein Sortiment von winzigen vielfarbigem Lich-

tern, glitzernden Kugeln und Flittergold. Dies alles befestigte ich an einem Häuschen, das ich aus gebeizten Kisten gebastelt hatte.

Eine Reihe von Grunztönen kündigte an, dass Roger mit dem Weihnachtsbaum nahte. Timotheus versuchte, einige Bananenblätter über unsere einzige Kostbarkeit – ein aus zweiter Hand erworbenes batteriebetriebenes Radio – zu legen. Seine Rückseite war dem Weihnachtsbaum zugewandt. Nach etwa sechs Versuchen hatte er die Blätter so angeordnet, dass es ihm gefiel. Er trat zurück, sein Handwerk zu besehen, als eine der spitzen Dornen des afrikanischen »Weihnachtsbaumes« eine gewisse empfindsame Stelle fand. Roger brach in schallendes Gelächter aus.

»Kah«, ulkte Timotheus, als die Bananenblätter zu Boden fielen.

»Möchtest du mir nicht helfen, diesen Baum zu schmücken, Roger?«, fragte ich ihn. Seine Augen funkelten.

»Jah! So etwas habe ich ja noch nie gesehen!«

So steckten wir Kerzen auf die langen Dornen und verschnürten geheimnisvolle Päckchen in buntem Papier – für Weihnachten, Weihnachten im Herzen Afrikas!

Von den Bergen hinter dem Dorf vernahm man das Rollen eines Donners.

»Heute Abend wird es regnen, Buana«, sagte der Koch und hängte eine riesige Papierkugel auf. »Wir sollten alles unter den undichten Stellen des Daches wegrücken.«

»Woher willst du denn wissen, dass es Regen gibt, Timotheus? Seit acht Monaten ist schon kein Tropfen mehr gefallen!«

»Am Heiligabend regnet's immer hier in Ugogo. – Komm her, schau nur, Buana!«

Draußen war es stockfinster, und der Wind hatte sich gelegt. Über den Bergen zuckten Blitze. Aus der Ferne hörte man das Dröhnen des Donners; es roch herrlich nach Regen auf ausgedörrtem Land.

Ich warf einen letzten Blick in den Vorratsraum, wo zwischen Bittersalzfässchen, Baumwollhaufen und großen dickbauchigen Flaschen mit verschiedenen Medizinen eine große Anzahl bunter Schachteln lagen. Kurz zuvor hatten wir in jede von ihnen einen Bleistift gesteckt, dazu ein Notizbuch, ein Stück Seife und, behutsam in fettdichtes Papier verpackt, ein großes Stück braunen Kandiszucker. Alle Geschenke waren mit dem Namen eines Patienten unseres Krankenhauses oder dem eines Helfers versehen. In Vorbereitung auf die morgigen Festlichkeiten sortierten wir sie jetzt vorsichtig in große Körbe.

Timotheus sah mir zu, wie ich zwei prall gefüllte Strümpfe¹ in das Kinderzimmer legte. Er lächelte.

»Nun ist alles fertig. Gute Nacht, Buana. Schlaf friedlich.«

»Gute Nacht. Schlaf unter dem Schatten des Sieben-gestirns«, antwortete ich nach Gogo-Art.

¹ Anmerkung des Herausgebers: Vermutlich bezieht sich das auf einen Brauch in der englischsprachigen Welt, die Weihnachtsgeschenke für die Kinder in Strümpfe zu stecken.

Tim grinste: »Du meinst, unter einem Loch im Dach, Buana!« Eine halbe Stunde später kroch ich hundemüde unter das Moskito-Netz. Es war ein toller Tag gewesen. Soweit ich mich erinnern kann, hörte ich vor dem Einschlafen nur noch die vertraute Weise von »Good King Wenceslas«², die einige übermüdige Afrikaner aus voller Kehle sangen, als sie die schmale Dorfstraße hinunterschritten.

Aus der Ferne tönte das Wumba-Wumba der Trommeln eines Einheimischen-Tanzes herüber.

Im Dorngebüsch am Fluss lachte eine Hyäne. Es überlief mich ein kalter Schauer. Jetzt begannen die Sänger »The First Noel«³, aber ich vernahm nur noch den zweiten Vers ... Dann schliefl ich ein, träumte von daheim.

Plötzlich wachte ich auf. Das ganze Haus erzitterte, von einem ungeheuren Windstoß getroffen. Ich sprang aus dem Bett und stürzte nach draußen, um die Rollos herunterzulassen und die Fensterläden zu schließen. Noch mühete ich mich im Dunkeln ab, sie anzubinden, da prasselte auch schon der Regen herab. Im Nu war ich durchnässt, doch irgendwie machte ich noch die Rollos fest und klappte die Läden zu. Dreckbespritzt schoss ich ins Haus zurück – das Wasser triefte nur so von meinem Schlafanzug. Vier Zündhölzer lagen schon abgebrannt am Boden, als meine Sturmlaterne endlich brannte. Der Regen strömte wie ein Wasserfall. Ich

2 Anmerkung des Herausgebers: Englisches Weihnachtslied, dessen bekanntester Text aus dem 19. Jahrhundert stammt (»Guter König Wenzeslaus«).

3 Anmerkung des Herausgebers: Englisches Weihnachtslied, dessen Text vermutlich auf das 18. Jahrhundert zurückgeht (»Das erste Weihnachten«).

traf alle Vorkehrungen für die unvermeidliche Überschwemmung im Haus.

Schnell packte ich eine Anzahl Büchsen, Töpfe, Schüsseln und Schalen und stellte sie an die strategischen Stellen. Eine stellte ich mitten auf unseren einzigen Lehnstuhl, die zweite auf meinen Schreibtisch und eine dritte auf die obere Oktave unseres baufälligen Klaviers; dann raste ich in das Zimmer der Kinder, schob die kleinen Betten an Stellen, die verhältnismäßig trocken waren, und deckte behutsam ihre Strümpfe mit dem Regenschirm meiner Frau ab. Da fiel mir die große Menge bauschiger Weihnachtspäckchen mit ihrem hohen »Zuckergehalt« ein. Ich wagte kaum auszudenken, was zehn bis fünfzehn Liter dieser tropischen Sintflut aus ihnen machen würden. Schnell deckte ich sie allesamt mit einigen Gummi-Laken aus dem Lager des Krankenhauses zu. Etwas gemächlicher ging ich endlich daran, nach dem Stand der Dinge im Haus zu sehen. Mithilfe meiner Lampe schaute ich aus dem Fenster, konnte jedoch nichts als windgepeitschte Regenböen wahrnehmen. Der ganze Berghang schien ein reißender, brauner Wasserstrom zu sein. Durch das Getöse des Regens, der auf das Blechdach hämmerte, konnte ich das Rauschen der Bäche hören, die von den Höhen herabstürzten. Alle ein bis zwei Sekunden wurde das Dunkel von grellen, zuckenden Blitzen zerissen. Fast gleichzeitig folgte jedes Mal ein Bombardement von Donnerschlägen.

Ich prüfte alle meine verschiedenen Töpfe, leerte einige aus, stellte andere wieder zurecht – da hörte der Regen so plötzlich, wie er gekommen war, wie-

der auf. Die Wolken zogen ab, und der Mond leuchtete über dem reich getränkten Land auf. Die Flüsse rechts und links von uns waren zum Überlaufen angeschwollen.

Ich war neugierig, was wohl im Krankenhaus geschehen sein mochte, blieb aber nicht lange im Ungewissen, denn der Gehilfe, der Nachtdienst hatte, kam herüber, um zu berichten.

»Es ist weiter nichts passiert, Buana. Wir schoben die Betten ein wenig durch die Gegend. Nur ein einziger Patient wurde ganz nass: der junge Bursche, den das Krokodil in den Arm gebissen hat. Er sprang aus dem Bett, rutschte auf dem nassen Fußboden aus und prallte gegen den Wassereimer, der daraufhin umkippte. Wir haben uns schiefgelacht!«

»Hat er sich am Arm verletzt?«

»Nein, Buana.«

»Und wie steht's mit den Wänden?«

Er verzog das Gesicht: »Drei Tage werden die Maurer allein im Männer-Raum zu tun haben. In dieser Jahreszeit nehmen Lehmziegel immer Schaden.«

»Und was macht unser Weihnachtsschmuck, Kefa?«

»Einige Papierschlangen hängen kaltfeucht herab, Buana. Sie sehen aus, als ob ihnen nicht ganz wohl ist, aber wir werden sie am Morgen mit einer Menge Bananenblätter abstützen. Du kannst dich auf uns verlassen!«

»Na ja, das Dach ist noch drauf, und die Brunnen sind auch voll. Worüber wollen wir uns denn beklagen? Und wird unsere Ernte nicht großartig in diesem Jahr?«

»Durchaus, Buana, aber werden wir nicht eine ebenso großartige Moskito-Ernte haben und hinterher viel Mühe mit all der Malaria in dieser nassen Jahreszeit?«

»Da hast du schon recht, doch Chinin ist unsere Antwort auf Malaria. Wir haben doch eine Waffe in der Hand gegen die Moskitos: unsere Mikroskope, Spritzen, Pillen und Arzneien. – Gute Nacht, Kefa.«

»Gute Nacht, Buana.«

Die Sänger waren wieder da. Ich konnte sehen, wie sie am Krankenhaus vorbeizogen. Eine ausgediente Sturmlaterne zeigte ihnen den Weg. Über die Erdnuss-Anlagen hinweg, die vom Regen durchnässt waren, hörte man sie:

»Ihr Christen, erwacht!«

»So seht ihr aus«, lächelte ich vor mich hin, warf meine Moskito-Stiefel von mir und krabbelte ins Bett.

Unser Küchenjunge

Ich entfernte eine Motte von der Petroleumlampe, richtete den Docht wieder auf und ließ mich nieder, um die Liste der Arzneien durchzusehen, die wir im Krankenhaus benötigten. Die einzelnen Posten strich ich an: dreißigtausend Aspirin – dabei dachte ich bei mir selbst: »Die werden schon einige Kopfschmerzen vertreiben.«

An der Tür erklang eine tiefe Stimme:

»*Hodi, Buana?*«

»*Karibu.*«

Herein spazierte Timotheus, in der einen Hand einen dicken Stock, in der anderen eine kleine Sturm-laterne.

»*Nhawule* (Was gibt's?), Tim?«

»Och, dieser Küchenjunge. Er heißt Cidogowe, und das bedeutet ›kleiner Esek; den Namen hat er verdient, Buana, das kannst du glauben. Dieser Nichtsnutz! Heute Abend hat er den Topf mit dem Hühnerfleisch anbrennen lassen. Die Kartoffeln hat er gestern so gründlich geschält, dass fast nichts übrig blieb, und eben hat er Bibis beste Schüssel zerbrochen. *Kah!*« Er schüttelte den Kopf.

»Na und, was schlägst du vor? Was sollen wir mit ihm machen?«

»Er ist so tollpatschig, Buana, dass er ein Schlachtschiff kaputt schmeißen würde. Ich wünschte, du gäbest ihm Dauerurlaub.«

»Hmmm! Und wer könnte nach deiner Meinung an seine Stelle treten?«

Sofort schlug er seinen Neffen vor, einen jungen Bur-schen, der nach meiner Einschätzung eine noch bessere Begabung dazu hatte, alles Erreichbare zu zerschmei-ßen, Schlachtschiffe eingeschlossen.

»Ich will's mir überlegen, Tim, und morgen ...«

Eifrig bemüht, seine englischen Sprachkenntnisse zu zeigen, unterbrach mich der Koch:

»Wirst du – Cidogowe – erlassen –, Sir?«

»Entlassen, Tim, entlassen«, lachte ich, als er die Tür aus Moskito-Drahtnetz hinter sich schloss.

»*Ale walamuse* (Gute Nacht!), Buana!«, rief er noch.

»*Tschawalamusa* (Gute Nacht!), Tim!«

Am nächsten Morgen, etwa gegen elf Uhr, befand ich mich im Umkleideraum der Poliklinik; die Jacke hatte ich abgelegt und die Ärmel hochgekrempelt.

Ich war wieder ganz bei der Sache.

»Halt seinen Kopf fest, Daudi, dann hab' ich ihn im Nu heraus.«

Daudi grinste und tat sein Bestes als lebendige Kopflehne. Ich nahm die Zange von dem Tablett, das die Schwester hielt, und packte den frechen Zahn. Ein Ruck – und ich hielt dem erstaunten Afrikaner seinen Backenzahn vor die Nase. – Vierzehn Tage lang hatte er Zahnschmerzen gehabt; sechzig Meilen war er gelau-fen, um bei mir seinen »Feind«, wie er ihn nannte, loszuwerden. Er hatte wählen müssen: Entweder machte er die weite Wanderung, oder er ließ sich den Zahn vom Medizinmann Stück für Stück mit dem Taschen-messer herausbrechen.

Mit einem breiten Lächeln drehte er sich zu mir um.
»Jah, Buana, raus ist er! Und wie schnell das ging!«
Ich sah seine Zunge im Mund hin und her fahren.
Auf der einen Mundseite hielt sie an.

»Hier muss noch einer sitzen, der schmerzen könnte;
was machen wir mit dem?«

»Nun«, erwiderte ich, »er sieht jedenfalls noch ganz
gesund aus.«

»Oh, aber er tut weh, und eines Tages wird auch er
mein Feind. Zieh ihn raus, Buana.«

»Wie du willst«, sagte ich. »Halte seinen Kopf,
Daudi.«

Ich tippte den Zahn leise an.

»Jaja gwe!« (Oh, Mama!), heulte der Patient los. »Es
ist tatsächlich ein Feind.«

Ich nahm eine andere Zange, und es dauerte nur Minuten, da strahlte mein Patient – die Zähne staken, in ein Stück Baumwolltuch gewickelt, in einer Falte seines Gewandes. Er ging hinaus und kam wieder herein, einen Korb aus Rinde und Dornbuschruten in den Händen. Darin lagen zwei ganz kleine Hühnchen.

»Buana, das ist mein Geschenk für dich. Für jeden
Zahn eins.«

Feierlich bedankte ich mich bei ihm. Als er draußen war, krümmte sich Daudi vor Lachen.

»Oh, Buana, hast du schon mal solche Hühnchen
gesehen?! Der denkt wohl, die könnten deine Zähne
kaputt machen! Aber er kennt nicht das Geheimnis
europäischer Zähne, die wachsen und verschwinden
können, wie du es willst.«

Lachend wandte ich mich zu ihm:

»Da du gerade von Hühnern sprichst – mein Küchenjunge macht dem Koch viel Kummer. Anstelle von Cidogowe schlägt er den jungen Gordon, seinen Neffen, vor, aber ich weiß genau, was dieser mit Bibis bestem Porzellan machen würde.«

Daudi lächelte. »Da haben wir ja das, was die Engländer meinen, wenn sie von ›einer Kuh im Porzellanden-laden‹ sprechen, Sir.«

»Ein Bulle, keine Kuh, Daudi.«

»Aber – ist denn ein Bulle nicht eine männliche Kuh, Buana?«

Jetzt wurde mir das Gespräch zu tiefsinnig; deshalb kam ich auf den Küchenjungen zurück.

»Weißt du denn niemanden, der als Küchenjunge geeignet wäre?«

»Oh, ich wüsste schon jemanden, Buana: Roger, mein kleiner Bruder, der die Trommel schlägt. Er ist sehr pünktlich und sehr sauber! – Seit er im Krankenhaus lag und Malaria-Fieber hatte, kennt er Jesus.«

Daudi ging fort, um eine Operation vorzubereiten. Gleich darauf erschien James, unsere »Oberschwester«, die Arme voll Bett-Tücher.

»Kennst du Roger, James?«

»Ja sicher, Buana.« Er legte seine Last ab. »Ich weiß noch, wie ich ihm den Dreck vom Kopf abkratzte, als er hereinkam.«

Ich schüttelte mich. James besaß nämlich ein altes Rasiermesser, mit dem er den Leuten die Köpfe schor. Er erlaubte den Patienten nicht, sich in die Krankenhausbetten zu legen, wenn sie Schmutz im Haar hatten, damit sie nicht seine Kissenbezüge total ver-

dreckten, die sein ganzer Stolz waren. Seine Methode, den Schmutz zu beseitigen, bestand in Folgendem: Er packte das einer Kappe gleichende Gemisch aus rötlichem Lehm und kurzem Kraushaar an einem Ende, hob es hoch, und mit einigen kühnen Schnitten seines Messers holte er den ganzen Klumpen herunter. Ich glaubte fest, er würde noch einmal jemanden skalieren, aber die Sache schien stets gut auszugehen.

»Ich weiß noch, Buana, wie Roger eines Nachts hier mit mir niederkniete, nachdem ich ihm vom Kreuz und dem lebendigen Heiland erzählt hatte. Er wollte wissen, wie man denn Jesus bäte, sein Heiland zu sein. Da gebrauchte ich das Bild vom ›Licht der Welt‹ und sagte ihm, dass Jesus an die Tür klopft. Er möchte, dass wir von innen öffnen, damit er in unsere Herzen einziehen kann. Ich nannte ihm den Vers: ›Wenn jemand meine Stimme hört und die Tür öffnet, zu dem werde ich hineingehen.‹⁴

Da sagte er: ›Aber ist Jesus nicht der Sohn Gottes? Kann er nicht den Eintritt durch die Tür erzwingen?‹

Ich erklärte ihm, dass Jesus das zwar könnte, es aber niemals täte. Er möchte nämlich, dass die Menschen ihn lieben und ihm freiwillig ihr Leben übergeben.«

»Verstand er das alles?«

»O ja, Buana. Er kniete gleich nieder und bat Jesus, ihm seine Sünde zu vergeben und ihm auch zukünftig im Kampf gegen die Sünde beizustehen.«

»Ich meine, wir sollten es mal einen Monat mit ihm versuchen.«

⁴ Anmerkung des Herausgebers: Vgl. Offenbarung 3,20.

»Ein guter Gedanke, Buana. Er ist ein prima Kerl, allerdings sehr laut; sein Lachen klingt, wie wenn sich Krähen zanken. Er half mir im Krankensaal, als es ihm besser ging. Er könnte also die Sache schon richtig anpacken. Jedenfalls solltest du es mal eine Zeit lang mit ihm probieren.«

Kefa, der chirurgische Gehilfe, kam an die Tür.

»Buana, das Operationszimmer ist fertig für den Mann mit dem Hyänenbiss.«

»Ich komme schon, Kefa. – Dann wollen wir ihn mal wieder zusammenflicken. Sag Roger Bescheid, James. Nach der Operation will ich mit ihm sprechen.«

Es war eine heikle Angelegenheit, das wiedergutzumachen, was die schmutzigen Hyänenzähne angerichtet hatten. Doch endlich war es geschafft, und als ich nach einer halben Stunde Maske und Handschuhe ablegte, stand vor mir ein etwa siebzehnjähriger Junge.

»Du wolltest mich sprechen, Buana?«, fragte Roger freudig grinsend.

»Ja. Ich brauche einen Küchenjungen. Aber keinen, der mir das gesamte Porzellan kaputt schmeißt, dem Koch nicht gehorcht, zu spät zur Arbeit kommt oder das Geschirr nur halb abwäscht.«

Roger strahlte über das ganze Gesicht.

»Wann soll ich anfangen, Buana?«

»Sofort«, sagte ich, »aber dalli!«

Wie eine Rakete schoss er durch die Tür, sprang über einen Dornbusch und verschwand in Richtung Küche. – Daudi, der dem frisch operierten Mann das Bein verband, blickte auf und lächelte.

»Roger möchte gern heiraten; er muss zwanzig Kühe zur Aussteuer haben. Die bekommt er jetzt schneller zusammen nach diesem Aufstieg!«

Hühner

Man war gerade dabei, unter einem der Baobab-Bäume beim Krankenhaus eine Kuh abzuhäuten und sie zum Verkauf in Stücke zu hacken. Ich bemerkte, dass mein Koch unter der Menge stand. Er kam zu mir herüber:

»Wie wäre es mit einem Rinderbraten, Tim?«, fragte ich. »Mal etwas anderes als magere Hühner. Ich sehne mich schon lange danach, einmal wieder ein Stück ordentliches Fleisch zwischen die Zähne zu bekommen. Stattdessen hatte ich immer die größte Mühe, sie aus diesen Hühnerbissen herauszuziehen.«

Tim lachte.

»Ich stand gerade dort herum, Buana, und hörte das Neueste über diese Kuh. Der Mann, der sie schlachtete, kam ihrem natürlichen Geschick zuvor. Die Kuh war schon seit Wochen krank, und so dachte ihr Besitzer, auf diese Weise aus ihr Kapital schlagen zu können.«

»Kah, Tim«, erwiderte ich, »ich glaube, wir essen heute Mittag doch besser wieder unsere Hühner.«

»Das wusste ich, Buana, dass du auch so denkst; aber die Patienten und unser Personal möchten gern Kuhfleisch. Man muss es eben lange genug kochen.«

Verstohlen schlich Roger zu mir heran.

»Buana, unsere Pfleger und Helfer hätten gar zu gern, dass du ihnen etwas Fleisch kaufst; für ein paar Schilling kann ich den Kopf der Kuh und zwei Beine dazubekommen. Es würde allen große Freude machen, Buana.«

»Roger, hör zu«, wehrte ich ab, »diese Kuh wäre doch beinahe von allein zugrunde gegangen. Und dann willst du das Fleisch noch essen? Hast du denn den Geschmack einer Hyäne?«

»So schlimm ist es ja nun doch nicht, Buana. Wenn's erst mal im Magen ist, kommt es nicht mehr darauf an.«

Ich ließ mich breitschlagen und reichte ihm das entsprechende Geld.

»Nur gebt mir nicht hinterher die Schuld. – Ich werde mich nach einer Flasche Rizinus-Öl umsehen.«

Aber Roger war schon mit dem Einkauf beschäftigt.

Ein breites Lächeln ging über das Gesicht des Kochs.

»Tim, erinnerst du dich noch an den Tierarzt, den wir aus dem Fluss-Schlamm herauszogen? Er erzählte mir folgende interessante Geschichte über die Hühner in Tanganjika: ›Will man sie überhaupt essen und verdauen, muss man sie am Abend vorher schlachten, in Paw-Paw-Blätter einwickeln und am nächsten Tag zusammen mit einem Kieselstein in einen großen Topf mit zwei Liter Wasser tun. Dann lässt man sie kochen, und wenn der Kieselstein weich ist, weiß man, dass die Hühner auch weich sind.‹«

Timotheus lachte.

»Kah, sein *mpischi* (Koch) braucht hinterher Erholung. Jedenfalls sind Hühner doch noch das Beste. Ich weiß das ganz genau, bin ich doch Fachmann darin. Immerhin kann ich Hühner auf sechzehn verschiedene Weisen kochen!«

Ich musste in mich hineinlachen, als ich an seine tollen Einfälle dachte. Er pflegte »Hühner-Rind« zuzubereiten, indem er einen großen Vogel kochte und

einige ausgewählte Stücke davon in eine Tunke einweichte. Um »Hühner-Hammel« herzustellen, wiederholte er die Prozedur, benutzte aber ein anderes Gebräu. Tanganjika-Koteletts machte er so: Er schnitt das herunter, was er »die Arme und Beine des Vogels« nannte, zerkleinerte die fleischigen Enden mit dem Hackmesser und streute Brotkrumen darüber. Das Ganze formte er zu einem Klumpen. Es schmeckte keineswegs nach Huhn oder etwas Ähnlichem, aber es war wenigstens eine Abwechslung.

In meiner ersten Zeit in Afrika kannte ich all die Tricks und Kniffe, die mit der Milchwirtschaft der Einheimischen zusammenhängen, noch nicht. Da kam einmal ein kleiner Junge zu meiner Wohnung. Er trug zwei Flaschen (grün und länglich), deren Herkunft mir verdächtig schien; beide waren halb voll Milch.

»Nanu«, fragte ich verwundert, »warum sind die Flaschen nur halb voll?«

Der Kleine spuckte ärgerlich aus. »Sind die Leute in dieser Stadt nicht furchtbar geizig? Ich konnte nicht ein einziges Haus finden, wo man mir genug Wasser gab, damit ich meine Flaschen füllen konnte.«

Ein andermal kam sogar ein kleines Kind mit einer Flasche blassroter Milch.

»Kah«, rief ich aus, »was ist denn mit der Milch passiert? Ist sie von einer roten Kuh, oder was ist los?«

Der kleine Kerl sah mich spöttisch an. »Weißt du nicht, dass das Wasser jetzt überall diese Farbe hat?«

Die mageren, buckligen Rinder, die es in Tanganjika gibt, werden in der Einöde geboren und wachsen dort auch auf. Man melkt sie zwischen Daumen und